

Jenseits der Hoffnung

Dorothea Weltecke / Unbestimmte Traurigkeit, tiefe Niedergeschlagenheit, Verdrossenheit, Melancholie, Depression – tagsüber hängen die Wolken tief und lasten auf den nebelnassen Häusern; nachts rollt ein fahler, runder Mond hinter den kahlen Bäumen und den unablässig rauchenden Fabrikschornsteinen über den neonerleuchteten Himmel der Stadt. Freude scheint auf immer versickert. Das Gesicht wird ausdrucklos und blass, die Stimme tonlos. Manche geben den Kampf auf, versteinern. Sie warten teilnahmslos auf den Tod oder gehen ihn selbst suchen. Das ist der dunkelste Winkel des Lebens.

Die Marxisten verdamnten die Melancholie als Zeichen bürgerlicher Dekadenz. Andere haben sie gefeiert. Sie wurde geradezu zu einem Symbol der modernen Welt. Intellektuelle glaubten, das Irrewerden an der Welt als kritisches Potenzial nutzen zu können. Der moderne Mensch, der sich seiner selbst bewusst wurde, schien zugleich derjenige zu sein, der sich keine geordnete, sinnvolle Welt mehr vorgaukeln ließ, auch nicht „das Eiapopeia vom Himmel, / Womit man einlullt, wenn es greint, / Das Volk, den großen Lümmel“ wie



Albrecht Dürer, „Die Melancholie“ (1514)

Heinrich Heine es ausdrückte. Sie kritisierten eine Vergangenheit, in der die „Orthodoxie“ diese Klarsicht als Sünde verdammt hätte. Tatsächlich wurden seit dem 13. Jahrhundert Zweifel an der kirchlichen Lehre immer häufiger mit Gewalt geahndet. Warum diese autoritäre Gewalt zunahm, ist eine komplizierte Frage. Melancholie wurde allerdings sehr viel einfühlsamer behandelt, als man erwarten sollte. Man fasste sie als eine körperliche und seelische Störung auf, die man physisch und psychisch behandelte.

Musik, Licht, frische Luft und

Handarbeit sollten zusätzlich helfen. Mit ihrer Aufwertung der Melancholie zu einer Weltkenntnis höherer Ordnung versicherten sich die modernen Intellektuellen ihrer Fortschrittlichkeit. Glauben erschien ihnen als der Versuch, einen Sinn in das sinnlose Leben zu bringen, als ein wohlfeiles Gegenmittel gegen Erkenntnis. Aber Glauben ist eher eine Zumutung als ein Tranquilizer. So produktiv das Leiden an und das Befragen der Wirklichkeit ist, so wenig ist es eine Errungenschaft der modernen Welt. Scharfe Gegenwarts kritik an so-

zialen Zuständen hat es auch vorher gegeben. Nicht wenige dieser Kritiker wurden sogar heilig gesprochen. Wo die Grenzen zwischen Heiligkeit und Abwechslertum lagen, war allerdings nicht immer vorhersehbar.

Eine der Ursachen dieser wiederkehrenden Rufe nach gesellschaftlicher und religiöser Reform waren jedenfalls nicht zuletzt die Normen und Zusagen der Religion selbst. Gott versprach Errettung aus der Not und den Sieg über die Feinde; so sang man es mit den Psalmen in der Kirche. Der Besuch war Pflicht, seitdem das Christentum Staatsreligion gewor-



E. v. Steinle, Melancholie (1876)

den war. Die Menschen ihrerseits sollten bestimmte Regeln als Richtschnur ihres sozialen Verhaltens ergreifen. Von diesen Regeln wurden im Laufe des Mittelalters immer mehr Menschen betroffen, schließlich auch die Handwerker, Händler und Bauern in den Städten und auf dem Land. Im Licht dieser Kenntnisse konnte die Welt sehr fragwürdig werden, die globalen Verhältnisse wie das Zusammenleben. Und diese Kritik wurde etwa um 1100 mit einer Vehemenz geäußert, die sich die Autoritäten von heute verbitten würden. An der Erkenntnis der eigenen Verantwortung entfalteten sich die größten Sorgen. Kaufleute begannen am Ende ihres Lebens an Gewissensbissen zu leiden, sollten sie mehr als üblich betrogen haben. Man erdachte extremste Situationen, um zu prüfen, ob es für Gott unverzeihliche Vergehen geben könnte – wie die Vergehen des Mannes, der aus der Liebesbeziehung zwischen einem Bruder und einer Schwester hervorging und der wiederum seine eigene Mutter heiratete: Man kam zu dem Schluss, dass der Reumütige immer mit dem Verzeihen Gottes rechnen konnte. So erzählt es im 12. Jahrhundert der Dichter Hartmann von Aue in seinem Roman über

diesen Mann. Um seinen Punkt zu unterstreichen, ließ er ihn nach seiner 17 Jahre dauernden Buße Papst Gregorius werden. Ersetzen wir den Inzest durch den jugendlichen Wehrmachtsangehörigen, der auf wehrlose Menschen schoss und den diese Schuld stets als Lebenslast begleitet hat, dann wird spürbar, wie radikal diese Ansicht ist. An diesen unerschöpflichen Willen und das Vermögen zur Vergebung nicht mehr zu glauben, führte aus der Sicht des Mittelalters zum Verlust des Lebenswillens und damit der Hoffnung. Lateinisch übersetzt heißt das „Desperatio“. Man nahm an, dass sie zum Selbstmord führte. Eine ihrer Ursachen konnte die Melancholie sein.

Versteht man Melancholie als Depression, treffen sich moderne und

mittelalterliche Einschätzungen. Depression gilt, wie im Mittelalter die Melancholie, als Krankheit. Moderne Theologen gehen davon aus, dass Depression nicht zum Glauben führt und ihn auch nicht vertieft. Fachlexika weisen deshalb Pfarrer und Priester an, große Feinfühligkeit walten zu lassen. Der Psychotherapeut Alexander Lowens definierte Depression geradezu als die Abwesenheit von Glauben. Dabei verstand er Glauben nicht als eine austauschbare Weltanschauung, sondern als einen körperlich und geistig erfahrenen Mut zum Leben in voller Klarsicht. Wer der Depression verfällt, ist weder angenehm schwermütig noch besonders hell-sichtig. Sondern er verliert diesen Mut. Und kein „Eiapopeia vom Himmel“ kann ihn wieder zurückbringen.



J. H. Füssli, Nachtmahr (1802)